H. V. D. BECKE

Berliner Mauer vor dem Brandenburger Tor, am Potsdamer Platz (u. r.)*: „Das berühmteste Bauwerk der Stadt“

Hauptstadt

„Schwer emotional besetzt“

Von der einst weltberühmten Berliner Mauer ist fast nichts mehr übrig. Mauerspechte und Grenztruppen demontierten den „antifaschistischen Schutzwall“, die Reste wurden verkauft oder für den Straßenbau zermahlen. Jetzt soll der Mauerverlauf markiert und eine Gedenkstätte gebaut werden.

Gelegentlich sind Historiker fähige Futurologen. „Werden die Grenzen eines Tages geöffnet“, schrieben Mitarbeiter der Berliner Geschichtswerkstatt Ende Oktober 1989 in einem Aufruf, „warnen wir aber schon jetzt vor einer kulturellen Barbarei: Reißt die Mauer nicht ein.“ Das „berühmteste Bauwerk der Stadt“, verlangten die Hobby-Historiker, müsse als „einzigartiges politisches und kulturelles Denkmal“ erhalten bleiben.

Keine zwei Wochen nach diesem Appell öffnete die DDR ihre Grenzen. Ost- und West-Berliner machten sich vereint mit Hammer und Meißel an die Demontage der verhaßten „Schandmauer“.

Ein halbes Jahr später begannen die Grenztruppen der DDR damit, den von den Mauerspechten zerlöcherten „antifaschistischen Schutzwall“ systematisch zu schleifen. Ausgewählte Stücke wurden in alle Welt verkauft, der Rest zu Granulat zermahlen und für den Straßenbau recycelt. Im Dezember 1990 – ein Jahr nach ihrem Fall – waren rund eine Million Tonnen Beton entsorgt.

Heute stehen nur noch an zwei Stellen jeweils nicht mehr als 200 Meter der Hauptmauer, an weiteren zwei Orten Teile der Hinterlandmauer. Von den einst 215 Wachtürmen wurde ein einziger unter Denkmalschutz gestellt.

Im Zentrum der Stadt blieben lediglich an der Südseite von Hermann Görings einstigem Reichsluftfahrtministerium, in dem künftig das Bundesfinanzministerium residieren wird, gut 150 Meter der Hauptmauer erhalten. Da der Torso jedoch von Mauerspechten bis auf die rostigen Armierungseisen abgenagt wurde, will die „Arbeitsgemeinschaft 13. August“ besser erhaltene Segmente spendieren. Deren Vorsitzender Rainer Hildebrandt wird bei seinen Bemühungen um die „Trophäen einer siegreichen Erhebung“ von Bärbel Bohley und anderen Bürgerrechtlern unterstützt.

Bislang irren Touristen zumeist vergebens auf der Suche nach dem einstmals bekanntesten Bauwerk der Stadt durch die Straßen. Selbst ortskundige Einheimische haben Schwierigkeiten, den Verlauf der innerstädtischen deutsch-deutschen Grenze genau zu rekonstruieren.

Das spurlose Verschwinden der Mauer wollen nun auch Berliner Politiker aufhalten. Der Stadtplanungs-Ausschuß des Berliner Abgeordnetenhauses beschloß einstimmig, den Verlauf der Grenze zwischen Kapitalismus und Kommunismus zu kennzeichnen. Für diese „Mauermarkierung“ muß der Senat jetzt ein Konzept vorlegen.

An Ideen, wie die Grenze sich im nachhinein bewahren ließe, mangelt es nicht. Schon im April 1990 regten mehrere Künstler an, den gesamten Grenzstreifen mit Lupinen zu begrünen. Kurz darauf schlug die Künstlerin Rosemarie Köhler einen Aluminium-Streifen vor, „ein silbernes Band, wo einst die Mauer stand“. Der Architekturhistoriker Gerwin Zohlen empfahl eine Markierung mittels eines Kupferbandes im Boden.

Seit gut drei Jahren wirbt die Künstlerin Angela Bohnen für ihr Projekt „Memento muri“, eine Mauermarkierung mittels gefärbter Beton-Intarsien. Der Verlauf der Hauptmauer soll nach ihrem Konzept mit einem roten, die Hinterlandmauer mit einem blauen Betonstreifen gekennzeichnet werden. Zum fünften Jubiläum des Mauerfalls im vergangenen November wurden bereits kleine Probestücke des Kupferbandes und der Betonstreifen präsentiert.

Die Mehrheit der Teilnehmer eines Hearings „Markierung des Mauerver-

* Oben: Das Foto von den Bauarbeiten im November 1961 wurde aus mehreren Aufnahmen zusammengesetzt, da es die heute gebräuchlichen Panorama-Kameras noch nicht gab. Unten rechts: im Juni 1988.

laufs“ im Juni dieses Jahres plädiert allerdings für eine möglichst nüchterne Markierung, die auf Symbole und künstlerische Überhöhung verzichtet. Deshalb dürfte eine sehr schlichte Variante zum Zuge kommen, die der Leiter des Tiefbauamts Kreuzberg bereits auf eigene Faust ausprobiert hat. An der Südost-Ecke des einstigen Reichsluftfahrtministeriums zieht sich eine Doppelreihe aus Pflastersteinen quer über den Asphalt der Wilhelmstraße.

„Das wäre ein sehr berlinisches Material“, meint Albert Eckert, kulturpolitischer Sprecher der Berliner Bündnisgrünen. „Man braucht kein Edelmetall, um zu mahnen.“

Eckert hat die Erinnerung an die Mauer wachgehalten. Seit 1991 richtete er regelmäßig Anfragen an den Senat und brachte das Thema auf die Tagesordnung. „Nur Westler haben sich dafür interessiert“, stellte er fest. „Die Ostler hatten andere Probleme.“

Eckert, der erst 1982 nach West-Berlin kam, hat offenbar als Zugereister ein weniger verkrampftes Verhältnis zu dem berühmtesten Bauwerk der Hauptstadt.

Die Bewohner der Frontstadt mieden den Anblick, so gut es nur ging. Dafür, daß die Ost-Berliner der Grenze nicht zu nahe kamen, sorgten einst die „bewaffneten Organe“. Als die Spaltung der Stadt nach 28 Jahren überwunden war, wollten die Berliner nicht mehr an die Systemgrenze aus Beton und Stacheldraht erinnert werden.

„Dieser aggressive Bau war und ist so schwer emotional besetzt“, sagt Jürgen Kawelat von der Berliner Geschichtswerkstatt, „daß die in Deutschland gerne praktizierte Geschichtsentsorgung mit dem Abrißbagger nicht zu verhindern war.“

Als Ersatz für das vernichtete Original wird in der Bernauer Straße – nach

P. GLASER

dem Mauerbau am 13. August 1961 Schauplatz dramatischer und tragischer Fluchtversuche – eine Gedenkstätte entstehen. Nach dem in einem Wettbewerb prämiierten Entwurf der Stuttgarter Architekten Sven und Claudia Kohlhoff sollen weniger als 70 Meter der Mauer erhalten werden, auf beiden Seiten von einer spiegelnden Stahlwand begrenzt und zugleich optisch ins Unendliche verlängert.

Für die Gedenkstätte an der Bernauer Straße hat vor allen anderen Manfred Fischer gesorgt. Der Pfarrer der Weddinger Versöhnungsgemeinde blickte seit 1975 aus seiner Wohnung in der Bernauer Straße auf die Grenze. Seine Kirche lag vermauert im Todesstreifen und wurde 1985 – nach Absprache mit dem damaligen Konsistorialpräsidenten Manfred Stolpe – weggesprengt.

S. KACHEL

Mauerrest mit Gedenktafel*
Widersacher im Talar

Pfarrer Fischer faßte schon 1989 den Plan, einen möglichst eindrucksvollen und großen Teil des einzigartigen Bauwerks zu erhalten. „Wer die Mauer nicht gesehen hat“, so sein Argument, „kann die deutsche Nachkriegsgeschichte nicht verstehen.“ Vor allem für die Nachgeborenen wollte er ein Stück der Grenze original erhalten.

Das war nicht leicht. „Obwohl der Ost-Berliner Magistrat die Mauer an der Bernauer Straße unter Denkmalschutz gestellt hatte“, erinnert sich Fischer, „versuchten die Grenztruppen immer

* An der Bernauer Straße.

wieder, sie abzureißen.“ Ein ums andere Mal ging der Pfarrer über die Straße und fragte die DDR-Soldaten nach ihrem Auftrag. Da es den nicht gab, zogen die übereifrigen Abrißkommandos wieder ab.

Fischer mühte sich auch, die souvenirgierigen Mauerspechte von ihrem zerstörerischen Tun abzuhalten. Beim Deutschen Historischen Museum fand er schließlich Gleichgesinnte, die die denkmalgeschützten Betonplatten einzäunten.

Kaum waren die über 200 Meter Mauer gerettet, tauchte jedoch ein weitaus wirkungsvollerer Widersacher der Gedenkstätte auf, der Pfarrer der Ost-Berliner Sophien-Gemeinde, Johannes Hildebrandt. Er wies darauf hin, daß der Todesstreifen einst zu einem der Friedhöfe seiner Gemeinde gehört habe. „Die Verantwortlichen“, so Hildebrandt, „hatten leider die falsche Stelle für die Gedenkstätte gewählt.“ Mit einem Gräberfeld, auf dem auch Kriegstote liegen, könne man doch nicht umgehen wie mit einem Rübenacker.

Im Frühjahr bekam die Gemeinde das Eigentum an ihrem Friedhof zurück. Die Verfechter einer Konservierung des bizarren Mauerensembles haben deshalb das Nachsehen.

„Wir wollten eine anschauliche Mauersituation haben“, ärgert sich Hans-Martin Hinz vom Deutschen Historischen Museum, „aber die Politik – unter dem starken Einfluß von Pfarrer Hildebrandt – eine Gedenkstätte.“ Auch Pfarrer Fischer, der ursprünglich ein wesentlich längeres Mauerstück wollte, „um zu zeigen, daß sie über Straßen, Friedhöfe und Häuser ging“, ist enttäuscht. „Die Fassung des Objekts“, so Fischer, „wird jetzt dramatischer als das Objekt selbst.“

Doch das Drama um die Mauer-Gedenkstätte ist noch nicht ausgestanden. „Die Sophien-Gemeinde sperrt sich gegen die Wiederaufstellung eines Wachturms und der Hinterlandmauer“, so Rainer Klemke, zuständiger Referatsleiter beim Kultursenat. „Aber wir geben nicht auf. Die Lampen müssen dort nachts brennen, der Kolonnenweg, auf dem die Grenztruppen patrouillierten, muß wieder hin.“

Ende nächsten Jahres, so hofft er, werde die Gedenkstätte fertig sein. Aber schon heute weiß Klemke: „Die Mauer für die Nachgeborenen erlebbar zu machen, das war politisch leider nicht durchzusetzen.“

Ein schaler Ersatz ist vom 9. November an in jedem Postamt erhältlich. Nach einem gruseligen Foto der Mauer bei Nacht ließ die Post zum sechsten Jahrestag des Mauerfalls eine Sonderbriefmarke gestalten. Die kleinformatige Erinnerung ist zumindest preiswert: 100 Pfennig. ❑